

SISYPHOS IST EINE POSITIVE GESCHICHTE

Die Befunde, wo «der Mann» heute steht, sind widersprüchlich, ebenso die Antworten auf die Frage, wohin die Geschlechterdiskussion führen soll.

Wir haben darüber schon vor 30 Jahren miteinander diskutiert...

Theodor Itten: Um bei mir persönlich anzufangen und bei meinen drei Söhnen – und das gilt ja für Dich auch: Wir gehörten als junge Väter in den 90ern zu den bloss etwa drei Prozent, die fifty-fifty in der Erziehungs- und Hausarbeit mitarbeiteten. Ich wollte als Vater den Söhnen ein Gespür geben vom *pater familias*. Präsent sein, Geborgenheit vermitteln: Das sind Vater-Erfahrungen, die vielen Söhnen bis heute abgehen. Sie sind zumeist von der Mutter sozialisiert worden, daneben gab es vielleicht einen Grossvater oder Onkel, den Götti, den Trainer im Sportverein...

Aber nicht den Vater?

Die Väter waren zumeist im Beruf sehr eingebunden. Es ist mir wichtig, an diese Vision zu erinnern, dass wir Männer der Generation 1950 bis 1960 der Generation zwischen 1980 und 1990 ein verändertes Rollenbild und andere Werte weiterzugeben versuchten. Meine Söhne sind jetzt Anfang 30, sind Männer, die wieder Kinder haben und ihre Vision weitergeben können.

Und: Ist das Weitergeben gelungen?

Ich habe schon das Gefühl, ja. Wobei die Kinder natürlich vielfältig und auch von Frauen sozialisiert wurden. Zudem geschieht die Überlieferung von Rollenverständnissen, aber auch von Geschlechter-Vorurteilen stets transgenerational: vom Grossvater über den Vater zum Sohn, und entsprechend bei den Müttern. Sicher ist: Die Generation der Söhne kann über ihre Innenwelten, ihre Träume, ihre Gefühle besser reden. Ich erlebe von meinen Söhnen eine Offenheit und Grundvertrautheit, die ich zu meinem Vater nie hatte – ich fand schnell einmal: Das geht den doch nichts an.

Was für Männerbilder begegnen Dir in der therapeutischen Arbeit?

Viele Männer zwischen 20 und 30, die zu mir kommen, suchen einen Halt in sich, aber auch Wertschätzung für das, was sie sind und nicht nur für das, was sie leisten. Das ist ein kritischer Punkt, gerade bei jüngeren Männern; dass man sehr stark über Leistungen definiert wird. Ein anderes Thema sind die komplexen Prägungen in Patchworkfamilien, mit Verlusterfahrungen und wechselnden Väterfiguren. Was die Männer um 40, 45 betrifft: Ihre psychosoziale Identität ist klar, sie haben ihre Existenz sichern können – aber das gesellschaftliche Rollenverständnis ist verunsichert,

Der St.Galler Psychotherapeut Theodor Itten über Erfolge und Stockungen der Männerbewegung, über Vorbild- und Schwindelfiguren in der Politik und die jungen Männer von heute.

von Peter Surber

das zwingt sie zur Reflexion: Wo komme ich her, was ist meine Position, was sind meine Rollenkompensierungen. Schein und Sein ist ein zentrales Thema, und die Verletzbarkeit als Mann – wenn sich die Frau entliebt, wenn die Familie auseinanderfällt – löst grosse Erschütterungen aus. Umso mehr, als die Sehnsucht nach Identifizierung stark an die Familie gebunden ist, weil das Berufsleben eine solche Sicherheit oft nicht mehr bietet. Für viele ist das Arbeitsleben in diesem Alter Routine, auch Langeweile. Und zugleich Druck. Leistungsdruck, fehlende Dankbarkeit des Chefs, Machtgehabe, Hierarchien, das unablässige Bestehenmüssen – und wenn Du es nicht bringst, kannst Du gehen ... Gegenbeispiele habe ich auch erlebt, Männer in Toppositionen, die sagten: Ich mache das nicht mehr mit, ich packe etwas Neues an. Und andere, die in Rente sind, die Frieden machen wollen, die nicht verbitterte alte Männer werden wollen. Schliesslich kommen auch Männer in meine Praxis, die nur knapp ihre Existenz sichern können, die aus der Arbeitsnorm herausfallen, sich schämen, sich zurückziehen. Mit ihnen gilt es einen Weg zu finden, wie sie trotzdem Wertschätzung erfahren können.

Was Du beschreibst, zeigt: Die Palette von Wahlmöglichkeiten und Lebensentwürfen ist für Männer jeden Alters heute gross. Aber auch die Kehrseite: Verunsicherung.

Das Spektrum hat sich in einem guten Sinn erweitert, gewiss. Und die meisten jungen Männer, die ich kenne, man kann sie die Occupy-Generation nennen, streben nicht nach Machtpositionen, sondern nach Erfüllung in ihrem Umfeld. Zufriedenheit geht vor ökonomischer Maximierung – klar, unter der Voraussetzung, dass die Überlebensbasis da ist. Diese Männer zwischen 30 und 40, in den Jahren, in denen Du eine Familie gründest und Deinen Beruf realisierst, suchen zu einem grossen Teil nach seelischer Zufriedenheit. Wobei ich etwas zögere ... vielleicht täuscht der Eindruck, dass sie immer so entspannt sind: Ich lasse Dich, Du lässt mich leben, wir sind nicht neidisch aufeinander, wir wollen keinen Wettbewerb etc. Ein Franziskanermönch, der als Gärtner in einem Kloster arbeitet, hat mir einmal gesagt: Das Allerschwerste für ihn sei es, Freude zu haben daran, was ein anderer Pater erreicht hat.

Es geht in der Männerbewegung, jedenfalls in der reflektierenden, nicht der reaktionär antifeministischen, ja nicht zuletzt um traditionell als weiblich geltende Qualitäten wie Toleranz, Verständnis, Einfühlung. Schaut man aber in die Welt hinaus, sieht man: Männer führen Krieg, wie eh und je.

Männer führen Krieg, ja – wir stecken immer noch in patriarchalen Strukturen und Rivalitäten drin, sind bestimmt von Ideologien und vom allerschlimmsten Gift, das die Männer je ausgeheckt haben: vom Nationalismus. Mag sein, dass die alte Machogeneration wegstirbt, aber es kommen die jüngeren und jungen nach. Und es kommen die Träger und Betrüger, ein Tony Blair, ein Joschka Fischer, der heute Hedge-Fonds berät und die Werte verrät, für die er einst eingestanden war. Es kommen die Männer, die immer alles besser wissen, Typen wie ein Köppel, der bubihaft von Vaterfiguren wie Tettamanti-Blocher unterstützt wird. Diese Männer kapern etwas, sie höhlen etwas aus, das sind Schwindelfiguren. Das mit anzusehen tut weh – aber wir müssen uns vielleicht damit abfinden, dass wir die Welt doch nicht so verändern konnten, wie wir uns das gewünscht hatten. Vielleicht reicht es, den Erfolg im Kleineren, in Sinnoasen, in Nachbarschaftsoasen zu finden.

Das wäre eine sehr privatistische Haltung. Diese Haltung ist insofern wichtig, weil Gemeinschaft und Gesellschaft quasi ein Duett bilden. Und der Gemeinschaftsgedanke kam ja auch aus unserer Generation – von Männern wie Frauen: Wir haben Arbeitskollektive gegründet, Gemeinschaften und Genossenschaften, auch in St.Gallen. Die Comedia, der Engel, die Grabenhalle und andere, das sind leuchtende Beispiele für die Energie, die sich freigesetzt hat aus dem Privaten heraus. Was ich im Kleinen verändere, kann grösser werden, bekanntlich: Das Private ist politisch.

Um nochmal zurückzukommen auf die Krieg führenden, die verbissenen, Grenzen schliessenden Männer – da könnte man schon resignieren: Wir wursteln im Kleinen an einer besseren Männerwelt, und im Grossen nützt das nichts.

Dazu passt der Mythos von Sisyphos. Jede Generation probiert und probiert und probiert wieder, eine Veränderung hinzubringen. Und stets gibt es Gegenströmungen, gibt es geltungssüchtige Typen wie Putin oder Sarkozy, Männer, die militaristisch und opportunistisch geprägt sind. Dieser Typ Mann wird nie verschwinden, genauso wenig wie der vermittelnde, gespürige, reflektierende Mann, der probiert, integer, wahrhaftig, offen und ehrlich zu sein – mit Blick auf die eigenen Schattenseiten. Das Schöne ist, dass immer wieder eine neue Jugend-Männerbewegung kommt. Die jungen Männer, die ich sehe, helfen sich, sind gut vernetzt, bringen Freude in diese Stadt – das ist wunderbar. Und sie tun das gemeinsam mit den Frauen.

Gibt es Vorbilder für ein künftiges Männerbild? Sisyphos: Das ist ja ein Negativbild.

Sisyphos ist insofern auch eine positive Geschichte, als dass er einer der wenigen war, der den Tod, den Thanatos, überlisten konnte. Wobei er vergass, dass die Götter immer am längeren Hebel sind. In Indien gibt es eine vergleichbare Figur, den närrischen Alten, der sich aber nur närrisch stellt. Der närrische Weise – da haben wir in St.Gallen Pic, der eine Leitfigur für viele Junge war. Der Mann als Clown verkörpert Lebensglück, Zufriedenheit, steht heiter im Leben. Wichtig finde ich zudem, sich über Autoren identifizieren zu können, sei es Jerry Cotton, Philip Roth oder,

für mich zentral, Martin Walser oder Friedrich Dürrenmatt: Autoren, die uns eine Sprache, einen Atemraum geben und eine bereichernde innere Welt auf tun. Oder die Beatles, die Stones, der Jazz, all die Männergeschichten... Im Gespräch mit meinem Sohn Raphael kam uns jener Abend in den Sinn, als Nelson Mandela am 11. Februar 1990 aus der Haft entlassen wurde. Wir tanzten und jubelten zu Hause zum Lied *Free Nelson Mandela*. Wir schauten uns die Nachrichten von damals wieder im Internet an, hörten das Lied und hatten feuchte Augen. Nelson Mandela war eine Leitfigur unserer Generation, politisch und männlich anders als all die Putins und Schröders.

Du hast ein Buch über Jähzorn geschrieben und schreibst jetzt ein neues über Grössenwahn. Sind das klassisch männliche Phänomene?

Tendenziell leben Männer den Jähzorn eher öffentlich aus, Frauen stärker im Privaten – aber es betrifft beide Geschlechter. Grössenwahn, das ist für mich eine politische Geschichte. Es geht um die Frage, wie weit unsere Spezies unter einem kollektiven Grössenwahn leidet, was ihren Umgang mit der Erde, mit dem Klima, der Umwelt, der Wirtschaft betrifft. Individuellen Grössenwahn im klassischen krankhaften Sinn gibt es bei Frauen wie Männern. Es geht ja um einen Vorgang der Überhöhung. Dazu sind die Männer, weil sie nicht gebären können, vermutlich eher prädestiniert – zur Überheblichkeit aus Minderwertigkeit.

Grössenwahn dürfte jedenfalls keine zukunfts-trächtige Männer-Identität sein.

Mit der Identität ist es eine verwickelte Sache. Heute kennt man das Konzept des «inneren Teams», das wiederum ein Rückgriff auf das urtümliche Bild des Medizinrads ist. Ob Frau oder Mann: Unsere Identität besteht nicht aus einer Person, sondern aus vielfältigen Teilen. Ich habe den Treiber in mir, den Zufriedenen, ich habe den Richter, den Ausgeglichenen, den Schweiger, den ohne Gesicht, ich habe das Ich, das sagt, wo es langgehen soll, den Moderator, den Abtrünnigen, den Listigen, den Bösen, den Aufmüpfigen und so weiter. Das «innere Team» ist eine ganze Truppe – und wenn ich mir bewusst bin, dass ich all diese Seiten in mir selber habe, kann ich entsprechend gelassener sein und muss sie nicht auf aussenstehende Feindbilder projizieren. Das ist entlastend.



Theodor Itten, 1952, ist Psychotherapeut in St.Gallen und Autor unter anderem des Buchs *Jähzorn* (Springer Verlag 2007).

Peter Surber, 1957, ist Saiten-Redaktor.